Rüstungslegenden.

Nicht nur in englischen, französischen und russischen, sondern auch in deutschen Organen kann man jetzt täglich Nachrichten lesen, denen zufolge an amtlichen Stellen in Deutschland bereits umfangreiche Pläne für eine neue Heeresvorlage, wie auch für eine neue Flottenvorlage fertiggestellt sein sollen. So hat das Pariser ‚Journal' vor einigen Tagen einen Artikel gebracht, in dem ausgeführt wurde, Deutschland beabsichtige, im nächsten Frühjahr zwei neue Armeekorpskommandos zu schaffen und zwar das eine in der Nähe der Ostgrenze, das andre in der Nähe der Westgrenze. Und ein Sachverständiger, der General Langlois, äußerte dazu: Diese Vermehrung wird den Deutschen

ganz ungeheure Kosten

machen. Wenn man bedenkt, daß Deutschland zugleich seine Ausgaben für die Luftschiffahrt und Flugtechnik, für die Artillerie und für die Mitrailleusen vermehrt, und daß es sein Budget für die Marine verdoppelt, so muß man annehmen, daß es bald am Ende seiner Kräfte sein wird, und daß eine so enorme finanzielle Anstrengung nicht länger fortgesetzt werden kann. Bedeutsamer ist für uns die Erkenntnis: eine Nation, die mit dieser Leichtigkeit Hunderte von Millionen für neue Rüstungen ausgibt, die will einen Krieg. Wenn diese Nation alle von ihr gewollten Machtmittel in Händen hat, so wird sie einen furchtbaren Vorstoß wagen. Die Zukunft wird das vermutlich noch vor dem Jahre 1920 lehren. Was Frankreich anbetrifft, so haben wir genug Soldaten für den kommenden

unvermeidlichen Krieg:

unser Nachbar aber wird voraussichtlich zuviel Soldaten haben. Das ist unsre Hoffnung für die Zukunft." — Obwohl schon von amtlicher Stelle darauf hingewiesen worden ist, daß das Gerücht von der Aufstellung zweier neuer Armeekorps auf Erfindung beruht, und daß es sich lediglich um einige organisatorische Umgestaltungen handelt, die nur geringfügige Kosten verursachen, hat doch die englische Presse sowohl, als auch die russische sofort für Weiterverbreitung der Legenden von den neuen Rüstungen Sorge getragen, ja in der deutschen Presse war in diesen Tagen sogar zu lesen, der kommende Reichstag werde sich mit einer

neuen Finanzreform

befassen müssen, die ungefähr dieselben Forderungen stellt, als die des Jahres 1909. Daß in Deutschland solche Ausstreuungen jetzt einen guten Boden finden, ist schließlich im Hinblick auf die Wahlen begreiflich. Es wird auf weite Kreise immer Eindruck machen, wenn sie mit der Drohung zur Wahlurne geschickt werden, daß der Staat wieder neue Steuern zahlen, daß also der Bürger neue Steuern erheben müsse. Und wer sich eine wirksame Wahlparole von der Verbreitung des Gerüchts verspricht, daß der 12. Januar 1912 die Entscheidung

gegen Heeres- und Flottenvermehrung

bringen müsse, der wird auch durch amtliche Erklärungen sich nicht sein Konzept verderben lassen. Wer aber unbefangen die Dinge prüft, der wird sich sagen müssen, daß gerade im Hinblick auf die Wahlen, die kaum eine neuen Rüstungsvorlagen geneigte Mehrheit ergeben werden, in Regierungskreisen keine Neigung besteht, Pläne zu entwerfen, über deren Durchführbarkeit keinerlei Klarheit herrscht. Solche Erwägungen kennt aber der Parteienhader im Wahlkampfe nicht — und wir dürfen uns schließlich nicht wundern, wenn das Ausland ganz allgemein von

Deutschlands kriegerischen Absichten,

die General Langlois ja zuerst im ‚Journal' festgestellt hat, spricht. Nicht umsonst erklärt die Petersburger ‚Nowoje Wremja', daß „für die Landesverteidigung das unerläßlich Notwendige getan werden müsse, weil untrügliche Anzeichen darauf hindeuten, daß Deutschland in seinen Rüstungen demnächst einen ungeheuerlichen Vorstoß unternehmen werde." Und im Londoner ‚Morning Leader' klingt das Echo: „Trotz der friedlichen Versicherungen unsrer Regierung kommt man in Deutschland nicht zur Ruhe. Es ist kein Wunder, wenn alle Nachbarn, ja, wenn

ganz Europa unruhig

wird." Man übersieht in Paris, London und Petersburg — und leider auch bei uns daheim vielfach — geflissentlich, daß unsre Heeres- und Flottenrüstung seit 15 Jahren immer abhängig gemacht worden ist von den entsprechenden Maßnahmen in Frankreich und England, und daß der weitere Ausbau unsrer Landesverteidigung im wesentlichen abhängig sein wird von der Entwicklung unsrer Beziehungen zu beiden Ländern. Dabei darf ohne weiteres zugegeben werden, daß sich die Anschauung der deutschen Regierungskreise in letzter Zeit grundsätzlich geändert hat. Bis vor kurzer Zeit war der Reichskanzler mit dem Schatzsekretär einig, daß nach Erfüllung unsres Flottengesetzes

keinerlei Neuforderungen

über den Rahmen der notwendigen Ergänzungen erhoben werden sollten. Diese Anschauung fand auch die volle Zustimmung des Kaisers. Die Ereignisse dieses Sommers aber haben dazu geführt, daß Kaiser Wilhelm die Absicht, unsern Flottenrüstungen eine Beschränkung aufzuerlegen, aufgegeben hat. So wenigstens sagt man in gut unterrichteten Kreisen. Wie sich aber diese Kursänderung äußern wird, hängt ganz von den Verhältnissen, von der Gestaltung der außerpolitischen Lage und nicht zuletzt von der Zusammensetzung des neuen Reichstages ab. Alle Meldungen von fertiggestellten Flotten- und Heeresvorlagen gehören daher in das Reich der Legende.

M. A. D.

Politische Rundschau.

Deutschland.

* Der Blättermeldung, Kaiser Wilhelm werde gelegentlich der für Ende Januar geplanten Mittelmeerreise Besuche in Spanien und Italien machen, wird halbamtlich widersprochen. Der Monarch hat auch die Absicht aufgegeben, auf der Heimreise die Arbeiten vom Wiederaufbau Messinas zu besichtigen.

* Gerüchtweise wird der gemeinsame Besuch des Königs von Dänemark, eines Bruders der Herzogin von Cumberland, und des Herzog-Regenten von Braunschweig beim Kaiser mit bevorstehenden Veränderungen in der Braunschweiger Regentschaft, d. h. mit der Möglichkeit eines baldigen Regierungsantritts des Prinzen Ernst August von Cumberland, zweiten Sohnes des Herzogs Ernst August in Verbindung gebracht. Prinz Ernst August ist bekanntlich seit vier Jahren Offizier im 1. bayrischen Schweren Reiterregiment.

* Auf eine Anfrage des preußischen Gesandten beim päpstlichen Stuhle hat der Kardinal-Staatssekretär erklärt, daß das Motuproprio über die Anstrengung von Klagen gegen Geistliche für Deutschland nicht gelte.

* Im Wahlkreis Meppen-Lingen-Bentheim wurde gegen das Zentrum Staatssekretär a. D. Dernburg als Reichstagskandidat aufgestellt. Wie das ‚Berl. Tgbl.' dazu berichtet, ist die Aufstellung dieser Kandidatur ohne das Vorwissen des Staatssekretärs Dernburg erfolgt.

* Die bayrische Regierung verkündet bei der gegenwärtigen Unmöglichkeit einer Etatsverabschiedung infolge der Auflösung der Kammer den verfassungsmäßig vorgesehenen Ausnahmezustand zur Forterhebung der direkten Steuern.

Österreich-Ungarn.

* Die Heiserkeit Kaiser Franz Josephs, die den Monarchen mehrere Tage lang am Sprechen verhinderte, ist wieder vollständig gewichen, sodaß der Kaiser die gewohnten Audienzen erteilen konnte.

Schweiz.

* Die Bundesversammlung in Bern hat zum schweizerischen Bundespräsidenten für das Jahr 1912 Dr. S. Forrer (radikal) gewählt.

Die Marokko-Debatte in der französischen Kammer.

Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe! Die Abgeordneten der französischen Kammer hatten sich vorgenommen, die Debatte über das Marokko-Abkommen sachlich und ruhig zu führen. Der längst geplante Vorstoß gegen das Ministerium, das den Rastlosen im Parlament schon zu lange die Regierung führt, sollte vertagt werden bis nach der Annahme des Abkommens. Die Kammer wollte der Welt zeigen, daß sie sich des überwältigenden

weltgeschichtlichen Augenblicks

bewußt sei, in dem die Zustimmung des Parlaments Frankreichs nordafrikanisches Kolonialreich aus den Händen des Ministeriums entgegennimmt. Aber menschliche Leidenschaft ist unberechenbar. Ein Ungeschick des Ministers des Äußeren, durch das der leicht empfindliche Nationalstolz der Kammer verletzt ward, verwandelte die stillen Bänke des Hauses plötzlich in ein brandendes Meer, aus dem dem Minister das harte Wort entgegenbrauste: „Herab von der Tribüne!" Und nur die kühle Besonnenheit des Kolonialministers Lebrun rettete das Ministerium. Am wesentlichsten in der Debatte war

die Rede de Selves',

des Ministers des Äußeren, der über die Verhandlungen mit Deutschland nach Agadir Auskunft geben sollte. Nach einem Antrag des Abgeordneten de Mun, der die Abstimmung über das Abkommen vertagen wollte, bis auch die spanisch-französischen Abkommen abgeschlossen seien, nahm er das Wort. Er gab zunächst einen historischen Überblick über die Verhandlungen mit Deutschland, indem er an das Abkommen vom Jahre 1909 und an die Algecirasakte erinnerte. Deutschland habe wissen lassen, daß Frankreichs Festsetzung in Marokko und die Expedition nach Fez der Algecirasakte widersprächen und drückte den Wunsch aus, über alle die beiden Länder interessierenden Fragen, besonders über Marokko, zu verhandeln. „Das war damals," sagte de Selves, „als wir zur Regierung kamen." Der Minister de Selves erinnerte sodann an die Entsendung des „Panther" und sagte, daß die französische Regierung

in einem höheren Interesse

die Entsendung eines Kriegsschiffes nach Agadir verschoben habe. Er habe nicht geglaubt, daß es angebracht gewesen wäre, eine Konferenz einzuberufen. Deutschland habe übrigens deutlich erklärt, daß es den Zusammentritt einer solchen Konferenz nicht annehmen und ihm nicht Rechnung tragen würde. Man wußte, daß die Macht des Sultans beschränkt war und daß Frankreich bestimmt war, sie zu stützen. Die Frage war von Deutschland gestellt, man mußte sie lösen. Nachdem wir Deutschland wegen der Entsendung eines Schiffes, das die Verhandlungen stören könnte,

unser Bedauern ausgesprochen

hatten, haben wir die Verhandlungen begonnen. Spanien nahm nicht daran teil, weil dann auch England hätte teilnehmen müssen. Wir stellten für unsre Besprechung drei Bedingungen: erstens, unsre Freunde und Verbündeten müßten auf dem Laufenden gehalten werden, zweitens, die Signatarmächte der Algecirasakte müßten damit befaßt werden, drittens, Deutschland dürfte keinen Besitz in Marokko fordern." De Selves hob hervor, daß Marokko die Fortsetzung von Algerien sei, und fuhr sodann fort: „Deutschland ließ wissen, daß seine öffentliche Meinung Entschädigungen forderte, wenn es unser Protektorat über Marokko annehmen würde. Es wurde Bedauern über die Langsamkeit der Verhandlungen geäußert. Diese Langsamkeit bewies den Widerstand, den wir beständig den

deutschen Ansprüchen

entgegengesetzt haben. Herr v. Kiderlen-Wächter erklärte Cambon gegenüber, daß Deutschland bereit sei, in einen Tausch in Togo und in Kamerun einzuwilligen; aber es fordere den Gabun und den Kongo zwischen dem Ozean und dem Sangha. Wir erklärten, daß wir die Verhandlungen auf dieser Grundlage nicht fortsetzen könnten. In diesem Augenblick gab es eine Zeit der Spannung, die Sie in Erinnerung haben. Man hat gesagt, daß uns unsre Freunde zum Streite trieben. Das ist ein vollständiger Irrtum. Gewiß, unsre Freunde standen uns zur Seite, dazu bereit, uns die Hilfe zu gewähren, die die Umstände begründen könnten. Aber sie ließen kein aufreizendes Wort hören. Die Worte der Versöhnung, die sie fanden, liegen im Interesse Frankreichs. Wir haben auf die Forderungen Deutschlands geantwortet. Als Deutschland seine Forderungen herabgemindert hatte, verlangte die Regierung, daß von Gebiets-Abtretungen erst nach der Regelung der marokkanischen Frage gesprochen würde. In diesem Augenblick wurde eine Unterbrechung der Verhandlungen dadurch herbeigeführt, daß Staatssekretär v. Kiderlen-Wächter auf Reisen ging und Botschafter Cambon nach Paris kam. Bei der Wiederaufnahme der Verhandlungen widerstand Frankreich den wirtschaftlichen Forderungen Deutschlands, das in Marokko die Schaffung zweier Zonen wünschte, in deren einer es Vorteile erhalten hätte. Wir wollten wirtschaftliche Gleichberechtigung. Die Regierung rettete die Lebensfähigkeit ihrer Besitzungen in Inner-Afrika, sie dachte niemals daran, ihre

Vorzugsrechte auf Belgisch-Kongo

aufzugeben, ein Recht, das ganz persönlich und unabtretbar ist." Weiter legte der Minister dar, daß das Abkommen Frankreich völlige Freiheit in Marokko gäbe, sowohl hinsichtlich der Verwaltung, wie des Militärs und der Finanzen. Der Minister setzte auseinander, daß es notwendig gewesen sei, die wirtschaftliche Freiheit Marokkos zu garantieren, insbesondere drückte de Selves seine Freude darüber aus, daß die Verhandlungen eine friedliche Lösung gefunden hätten, die überdies die Sicherheit der entwickelten algerischen Besitzungen erhöhe und Frankreich einen Zuwachs an Macht bringe. Überall in der Welt wurde anerkannt, daß Frankreich aus diesen Verhandlungen in einer Lage hervorgehe, die weit davon entfernt sei, eine Schwächung zu bedeuten. Die

französisch-spanischen Verhandlungen

streifte der Minister nur kurz. Man merkte, er war hier auf gefährlichem Boden. Die Kammer wurde dann auch immer unruhiger, und als der Minister erklärte: „Ich habe das Gefühl, daß ein großes Land, wie Frankreich, seine Macht nicht mißbrauchen darf," da brach der Sturm los. Auf allen Seiten des Hauses wurde minutenlang gelärmt und man zeigte nicht übel Lust, den Minister von der Tribüne zu reißen, da man seine Worte als Schwäche, als die Ankündigung eines Rückzuges gegenüber Spanien gedeutet hatte. Der überraschte Minister konnte nur noch wenige Worte sprechen. Sein Kollege Lebrun löste ihn ab und fand die richtigen Worte, um den Sturm zu beschwichtigen. Er zeigte, daß Frankreich

vorteilhaft getauscht

habe. Das Abkommen werde für französisch Inner-Afrika keine unangenehmen Folgen haben. Lebrun erörterte sodann die Zufahrtsstraßen in das zentrale Afrika und legte dar, daß der Zugang zu dem französischen Gebiete auch nach dem Abkommen durch den Kongo und den Ubanghi gesichert bleibe. Lebrun machte des weiteren Angaben über die Ausdehnung des abgetretenen Gebietes, das aus 50 000 Quadratkilometer sumpfigem Boden, 60 000 Quadratkilometer Urwald und 100 000 bis 120 000 Quadratkilometer anbaufähigem Lande bestehe. Der Kolonialminister stellte sodann den abgetretenen Gebieten am Kongo den Zuwachs gegenüber, den das afrikanische Kolonialreich erfahre, und sagte schließlich: Kann man nicht sagen, daß es die Brazza (die im abgetretenen Kongogebiet lebenden Neger) sind, die Frankreich Marokko geschenkt haben? Frankreich wird ihnen dafür ewig dankbar sein."

Ein stiller Mensch.

5] Roman von Paul Bliß.

(Fortsetzung.)

Während der alte Herr Büttner so über alles nachdachte und sich ärgerte, erstand auf einmal wieder die ganze erregte Aussprache vor ihm, und er sah die hohe, stolze Gestalt Brunos, und sah dessen ernstes, mannhaftes Gesicht, seine würdevolle Haltung und seinen unbeugsamen Stolz, — und jetzt mit einmal, zum erstenmal im Leben, bekam er Respekt vor dem Jungen.

Zum Kuckuck nochmal! In solchen Worten hatte noch niemand zu ihm geredet!

Unwillkürlich dachte er sofort an seinen zweiten Sohn, an seinen Liebling Kurt. Der hätte es nie gewagt, in solchem Ton zu ihm zu sprechen.

Und einmal bei diesem Gedanken angekommen, verglich er nun seine beiden Söhne, Zug um Zug, lange und eindringlich. Und endlich, so lieb und ans Herz gewachsen ihm sein Kurt auch war, mußte er es doch bedauern, daß er so gar nichts von dem Stolz und Trotz und von der knorrigen Zähigkeit seines Erstgeborenen hatte.

Kurz vor Tisch kam er zu Hause an.

Seine Mißstimmung hatte noch zugenommen.

Gleich die erste Frage galt Kurt.

Tante Marie, die gerade den Tisch ordnete, sah ein wenig erstaunt auf, als sie aus seiner Frage den gereizten und erregten Ton heraushörte.

„Kurt ist mit dem Eilzug-Zuge nach Berlin gefahren," antwortete sie nur.

Unwillig sah er auf. Sein Gesicht war leicht gerötet und die Zornadern schwollen ein wenig an. Dann sagte er, beinahe bestia werdend: „Schon wieder nach Berlin? Bereits das dritte Mal in dieser Woche. Das wird mir nachgerade doch ein bißchen zu bunt mit dem Jungen."

Die Schwester wurde immer erstaunter. „Was hast du denn gehabt, daß du so aufgeregt bist?"

Aber das beruhigte ihn nun gar nicht. Mißmutig erwiderte er: „Ich bin durchaus nicht erregt. Aber dies flotte Leben von Kurt behagt mir auf die Dauer ganz und gar nicht. Das wird sich ändern, und zwar schon von heute an. Dafür werde ich sorgen."

Tante Marie sagte nichts dazu. Sie kannte ihre Leute. Sie wußte, wann es am besten war, zu schweigen. Deshalb ging sie jetzt still hinaus und sah in der Küche nach dem Rechten.

Inzwischen fragte der alte Herr drüben im Kontor bei dem Prokuristen, ob etwas vorgekommen sei, das den jungen Herrn nach Berlin gerufen habe. Als er aber nur verneinende Antworten bekam, nahm seine üble Laune noch mehr zu.

Somit war die Stimmung bei Tisch nicht rosiger.

Tantchen, die draußen vom Kutscher erfahren hatte, daß der Vormittags-Ausflug nach Schönau gerichtet war, glaubte jetzt natürlich den Grund für die brüderliche Verbitterung zu kennen.

Sie meinte es gut und wollte einlenken, deshalb sagte sie jetzt: „Ärgere dich doch über die alte Geschichte nicht mehr. Du weißt doch, daß daran nichts mehr zu ändern ist."

Erstaunt sah er von seinem Teller auf. „Wovon sprichst du denn?"

„Von der Sache mit dem Bruno. Ich hörte, daß du draußen bei ihm warst."

Aber nun bekam er erst recht einen roten Kopf. Der ganze Groll über die erlittene Demütigung wachte in ihm auf, so daß ihm vor Erregung fast der Bissen im Halse stecken blieb und er gar nichts antworten konnte.

„Es ist doch wirklich nicht der Rede wert, über den Trotzkopf überhaupt noch ein Wort zu verlieren," wollte sie trösten.

Doch er mußte alle Kraft zusammennehmen, um jetzt nicht ein herbes Wort zu sagen. Mit verhaltener Erregung sprach er endlich: „Bitte, laß das, ein für allemal; ich wünsche nichts mehr über diese Angelegenheit hier zu hören." Damit stand er auf, verließ den Tisch und ging in sein Zimmer.

Nun war das Tantchen aber doch über alle Maßen erstaunt, denn so aufgeregt hatte sie ja den Bruder seit undenklicher Zeit nicht mehr gesehen. Das mußte ja draußen in Schönau eine böse Szene gegeben haben.

Das schlimmste war nur, daß sie jetzt gar nichts Genaueres darüber zu erfahren bekam, denn wie die Stimmung jetzt war, durfte sie vom Bruder doch sicher keine nähere Mitteilung darüber erhoffen.

Erst gegen Abend ließ sich Herr Waldemar Büttner wieder blicken. Er hatte versucht, ein wenig zu ruhen, aber auch das war ihm mißlungen, denn der Ärger mit Bruno, aber auch die Sorge über Kurts flottes Leben ließen ihn den ersehnten Schlaf nicht finden. Mißlaunig, wie selten, kam er wieder zum Vorschein.

Ärgerlich griff er zum Kursbuch und blätterte darin. Natürlich suchte er die Züge, die von Berlin kamen. Aber wütend warf er den Band zur Seite. Vor neun Uhr kam kein Zug an.

„Wenn der Junge nur offen zu mir spräche," begann er endlich wieder, „dies oftmalige nach Berlin fahren beunruhigt mich ganz einfach, ich muß wissen, was dahinter steckt."

Tante Marie, die für ihren Liebling bangte, war natürlich sofort zu seiner Verteidigung bereit.

„Was soll denn Großes dahinterstecken? Er wird mit seinen früheren Regimentskameraden zusammen sein, vielleicht hat man sich gestern hier verabredet.

„Aber dreimal in einer Woche diese Fahrten, das ist mir zu viel, das will ich nicht."

„Mein Himmel, mach' doch nicht so viel Aufhebens davon. Ein junger, lebensfroher Mensch wie er, kann doch hier in dem Nest nicht versauern."

„Alles muß seine Grenze haben! Vergnügen kann er sich genug schaffen, ich gönne es ihm, aber es darf nicht ausarten."

„Das wird es auch sicher nicht."

„So, meinst du das? Ich bin andrer Ansicht. Ich habe mir heute mittag sein Privatkonto angesehen. Und ich bin erschrocken. In den letzten vier Wochen hat er nahezu zehntausend Mark verbraucht. Na, wohin soll denn das führen? Frag' dich doch mal selbst danach!"